

Direkt vom Herzen

Auf seiner Debüt-CD bei Sony kombiniert der junge deutsche Bratscher **Nils Mönkemeyer** Schuberts „Arpeggione“-Sonate mit romantischen Lied-Arrangements. Marcus Stähler hat ihn bei der Aufnahmesession besucht und einen glutvollen Fürsprecher eines verkannten Instruments erlebt.

Die Taxifahrt vom Bahnhof führt den Besucher durch grüne Hügel und Täler und am schmucken Haus des niedersächsischen Ministerpräsidenten vorbei zu einer abgelegenen Adresse in Osnabrück-Darum. In einem geschmackvoll restaurierten Resthof vereint die „fattoria musica“ Konzertraum, Akademie und Tonstudio zu einer attraktiven Musikinstitution, die vor allem junge Interpreten unterstützt. Wie zum Beispiel den Bratscher Nils Mönkemeyer, eins der größten deutschen Streichertalente. Seine leicht verstrubbelten Haare, einige Wasserflaschen und die dezimierte Kekspackung auf dem Tisch im Vorraum sagen deutlich: Hier wird hart gearbeitet.

Gemeinsam mit seinem Klavierpartner Nicholas Rimmer hat Mönkemeyer gerade das „Duetto“ aus Mendelssohns „Liedern ohne Worte“ zu fassen.

Aus den Boxen tönt ein warmer, expressiver Ton. Klingt schon sehr schön. Aber Tonmeister Philip Schulz ist noch nicht restlos zufrieden: „Kannst Du vielleicht etwas weniger Vibrato geben und beim Crescendo eine Spur klarer intonieren?“

„Als Streicher kann man bei den Liedern mehr ans Limit gehen und extremer spielen“

Klar doch, kein Problem. Noch mal von vorn das Ganze. Dann eine gemeinsame Abhörsession – ist der Anfang wirklich gut geworden? Das Klavier nicht zu laut? –, und das Ganze ist im Kasten.

In der späten Mittagspause findet sich dann auch Zeit für ein entspanntes Interview, in dem es natürlich erst mal um die CD geht: „Ich wollte gern eine Mischung aus Standardrepertoire und etwas Neuem machen, die sowohl für Kenner als auch für andere Hörer geeignet ist, die sich noch nicht so mit Klassik auskennen – eine schwierige Gratwanderung. Da mein Pianist Nicholas Rimmer sehr viel Lied spielt und ich dieses Repertoire auch sehr liebe, haben wir

uns entschieden, eine Reihe von Lied-Arrangements mit Schuberts „Arpeggione“-Sonate zu koppeln. Das passt auch deshalb besonders gut, weil Schubert stark vom Gesanglichen ausgeht. Als interessantes

Resultat dieser Kombination war am Ende deutlich zu hören, dass die Melodieführung bei den Liedern und der Sonate eigentlich die gleiche ist.“

Die endgültige Entscheidung über das genaue Repertoire haben sich Mön-

„Das rockt!“ – Wenn Nils Mönkemeyer die Bratsche in die Hand nimmt, erwartet den Zuhörer kein konventionelles Programm.



Zur Person

Nils Mönkemeyer, Jahrgang 1978, studierte bei Veronika Hagen in Salzburg und Hariolf Schlichtig in München. Weitere wichtige Impulse erhielt er von Yuri Bashmet. 2006 wurde er mit dem Preis des Deutschen Musikwettbewerbs und dem 1. Preis des internationalen Yuri-Bashmet-Wettbewerbs ausgezeichnet. Er war schon bei zahlreichen bedeutenden Festivals und renommierten Orchestern zu Gast; zu seinen bisherigen Kammermusikpartnern zählen unter anderen Gidon Kremer, Julia Fischer und Leonidas Kavakos. Mönkemeyer spielt ein Instrument aus der Werkstatt des Münchner Geigenbauers Peter Erben.

kemeyer und Rimmer nicht leicht gemacht: „Es war ein ziemlicher Act, das auszuwählen. Es gibt ja ungefähr 600 Lieder alleine von Schubert, und das dann auf acht Lieder zu konzentrieren hat ein bisschen gedauert. Dazu kamen dann noch Mendelssohn und Schumann-Stücke. Wichtigstes Kriterium bei der Auswahl war die Frage, ob es auch ohne Text funktioniert beziehungsweise ob man einen anderen Aspekt der Komposition zeigen kann, der sonst verloren geht. Insofern ging es nicht darum, meine Lieblingslieder oder die Hits schlechthin zu finden. Natürlich sind trotzdem einige bekannte Sachen dabei, aber auch Lieder, die sonst selten gemacht werden, zum Beispiel ‚Herbst‘ von Schubert oder Mendelssohns ‚Schilflied‘. Da sind teilweise derart lange Linien drin, dass die Sänger oft Probleme mit dem Atem kriegen. Als Streicher kann man da noch mehr ans Limit gehen, langsamere Tempi wählen und extremere Kontraste machen, zum Beispiel in den Klangfarben.“

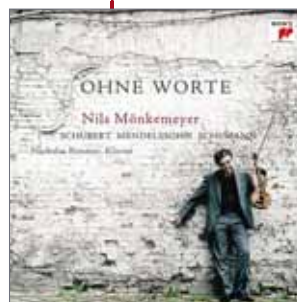
Was er damit meint, haben die beiden Interpreten bei der Aufnahme von Mendelssohns „Hexenlied“ vor der Pause schon deutlich gezeigt. Da geht es knackig zur Sache. Oder, um es mit den Wor-

Aktuelle CD

Ohne Worte: Werke von Schubert, Mendelssohn und Schumann; Nils Mönkemeyer, Nicholas Rimmer (2008); Sony CD 886973862124

Termine

- 31.01. Aachen Krönungssaal
- 17.02. München Gasteig
- 29.03. Heidelberg Alte Aula der Universität
- 07.04. Heidelberg Alte Aula der Universität
- 23.05. München BMW-Pavillon



ten des Tonmeisters zu sagen: „Das rockt!“ Daher wird es sicher keine langweilige CD, auf der man den Gesang vermisst. Mönkemeyer will nicht die Stimme imitieren, sondern eine eigene Geschichte erzählen: „Wir haben ganz bewusst versucht, uns vom Text zu entfernen, deshalb ist der auch in unsern Noten mit Tipp-Ex übermalt. Wir wollen die Musik nicht im Liedzusammenhang sehen, sondern sie als kleine Instrumentalstücke interpretieren – da kommt man automatisch zu einem anderen Ergebnis, auch wenn man bei den bekannteren Sachen natürlich einige Wörter im Kopf hat.“

Mönkemeyer weiß, was er will. Ein risikobereiter Musiker und eloquenter Gesprächspartner, der so gar nicht ins schlafmützige Bratscher-Klischeebild hineinpasst. „Aber das ändert sich jetzt sowieso“, sagt er lachend. Vom Temperament her könnte er ebenso gut Primarius sein.

Hat ja auch mit der Geige angefangen, „aber irgendwie passte mir der Klang nie so richtig, ich wollte es immer dunkler und voller haben. Dann ergab sich die Gelegenheit, das auszuprobieren, als bei der Kammermusik mal wieder eine Bratsche fehlte, und das war dann sofort mein Ton. Ich hatte das Gefühl, das bin ich, der da spielt, und so muss es sein. Das war mit 18.“ Diese Liebe zum Instrument ist bis heute nicht erloschen: „Die Bratsche hat einfach einen wunderbar

warmen, runden und vollen Klang, der viel intimer ist als der einer Geige und direkt von Herzen kommt. Er ähnelt sehr der menschlichen Stimme.“

Dass man als Bratscher bei den Veranstaltern mitunter etwas mehr Überzeugungsarbeit leisten muss, stört ihn nicht: „Es gibt einfach in unserem Fach noch keine so lange Solistentradition, das hat erst mit der Generation von Tabea Zimmermann, Kim Kashkashian und Yuri Bashmet angefangen. Mittlerweile ist da aber viel in Bewegung, das wird sich auch noch weiter ändern. Ich denke, in Zukunft geht es weniger darum, welches Instrument ich spiele, sondern vielmehr um die Frage, wie wir überhaupt mit Konzertformen umgehen und die Klassik voranbringen können. Da ist die viel zitierte Krise vielleicht sogar eine gute Chance für die Bratscher, weil herkömmliche Vorstellungen aufgebrochen werden.“

Die Zeiten ändern sich.

Und Mönkemeyer ist mittendrin statt nur dabei. Doch den Königsweg aus der Misere kennt natürlich auch er nicht: „Es gibt da verschiedene Ansätze und Strategien von Veranstaltern und Firmen, aber eine richtig überzeugende Antwort habe ich noch nicht gesehen. Wenn man jetzt ganz auf die populäre Schiene setzt und sagt, alle Klassik-Künstler müssen wie Popstars sein, und dabei die Qualität und die Hingabe an die Musik außer Acht lässt, ist das lang-

fristig auch eine Sackgasse. Ich glaube, es ist wichtig, dass das Image des Künstlers persönlicher wird, als es früher war. Durch das Internet ist alles viel schneller zugänglich geworden; gerade die jungen Hörer sind es gewohnt, sich auf diese Weise zu informieren und ein umfassendes Bild von den Menschen zu machen, für die sie sich interessieren. Wir Künstler sind daher aufgefordert, den Kontakt zum Publikum zu suchen. Und dann ist es eigentlich egal, wie man ist, Hauptsache, man ist authentisch. Es bringt nichts, extra poppig daherkommen zu wollen, es muss eins zu eins sein.“

Dem vermeintlichen Massengeschmack hinterherzuhecheln, sei keine gute Idee. Trotzdem müsse man die Ohren offen halten, um auf dem Stand der Zeit zu bleiben, sagt Mönkemeyer: „Es gibt Dinge, die ich an Solisten wie David Oistrach oder Ginette Neveu sehr bewundere, und das ist diese Gradlinigkeit im Ausdruck und sich absolut treu zu sein. Gleichzeitig spüre ich aber, dass sich die Zeiten geändert haben und man zum Beispiel kaum noch vertreten kann, Bach so zu spielen, wie man das 1920 gemacht hat. Wir haben Harnoncourt und die ganzen Spezialensembles für Alte Musik, die uns ganz neue Erkenntnisse beschert haben. Ich habe selber auch schon Barockgeige gespielt, und unterschiedliche Epochen müssen einfach anders klingen. Das war vor 50 Jahren noch nicht so. Ein Solist von heute muss flexibel sein und eigentlich alles können.“

Karrierestart im Studio

Namen wie Martin Stadtfeld, Baiba Skride, Nikolai Tokarev, Annette Dasch, Hille Perl und Sol Gabetta kennt fast jeder Klassikliebhaber. Ihnen allen gemeinsam: Sie stammen aus der Nachwuchsschmiede im Hause Sony. Zu den neuen Gesichtern gehört hingegen der Bratscher Nils Mönkemeyer, den wir Ihnen in dieser Ausgabe vorstellen, und der Pianist David Theodor Schmidt. Mit Daniela Majer, Director Artist und Public Relations bei Sony Classical, sprach Björn Woll über Nachwuchsförderung und Künstlervermarktung.

Was muss ein Künstler haben, damit er für eine Plattenfirma interessant ist?

Diese Frage stellt sich wahrscheinlich auch jeder Musiker, der seine ersten Schritte im Konzertleben macht. Es ist ganz einfach – und schwierig zugleich: Für uns ist es wichtig, jemanden zu nehmen, der die ersten Stufen erfolgreich gemeistert hat, bei dem also schon der Ansatz einer sich entwickelnden Karriere zu erkennen ist. Man muss sich seine ersten Sporen schon verdient haben, damit man Aufmerksamkeit bekommt, auch bei einer Plattenfirma.

Die jungen Künstler brauchen für den Beginn einer Plattenkarriere also schon so etwas wie einen Bekanntheitsgrad?

Es geht gar nicht so sehr um den Bekanntheitsgrad, sondern es müssen einfach die ersten Schritte getan sein. Nehmen Sie zum Beispiel einen Wettbewerbsgewinner. Natürlich hat der schon eine gewisse Öffentlichkeit, aber die wichtige Frage ist: Wie schlagen sich die Künstler nach dem Gewinn im Konzertbetrieb? Wichtig ist, dass die jungen Musiker etwas Eigenes mitbringen, womit sie ein Publikum erreichen können. Nur dann kann man auf Dauer erfolgreich sein.

Wie werden Sie auf die Nachwuchskünstler aufmerksam? Bekommen Sie, wie im Popbereich üblich, säckeweise Demo-Tapes geschickt?

Da ist alles dabei. Natürlich bekommen wir viele Zuschriften, wenn auch nicht säckeweise, aber entscheidend ist letztendlich, dass jemand mit einer Empfehlung kommt. Dann fährt man hin, macht sich ein eigenes Bild und lässt sich überzeugen – oder auch nicht.

Es spielt für Sie also nicht nur die musikalische Qualität sondern auch die Persönlichkeit des Künstlers eine Rolle?

Unbedingt. Persönlichkeit braucht man aber auch für die Konzertkarriere. Wir können mit einer Aufnahme nur der Türöffner sein, indem wir ein öffentliches Podium bieten. Dann aber muss jeder Künstler Abend für Abend seine Qualitäten beweisen.

„Es ist nicht nur das Aussehen, auch wenn es sicherlich nicht hinderlich ist“

Dennoch: Musikalische Qualität alleine reicht oft nicht aus, denn talentiert sind viele junge Musiker, der Markt aber ist heiß umkämpft. Wie etabliert man einen neuen Künstler?

Zuerst muss man einmal festhalten: Es sind nicht wir allein, die jemanden etablieren. Das klingt ein wenig nach dem Deus ex Machina, der unerwartet aus der Person A plötzlich einen großen Star macht. Letztendlich ist es der Künstler selbst, der sich durchsetzen muss. Wir machen ihn mit einer neuen Aufnahme nur einer größeren Öffentlichkeit bekannt. Gerade zu Beginn einer Karriere kann dies natürlich einiges beschleunigen wie bei Sol Gabetta, Nikolai Tokarev und Martin Stadtfeld.

In der letzten Zeit wird immer wieder über das so genannte Netrebko-Phänomen gesprochen. Einmal Hand aufs Herz: Wie viel Prozent Aussehen und wie viel Prozent Können stehen hinter einer erfolgreichen Plattenkarriere?

So neu ist das Phänomen gar nicht. In den fünfziger Jahren zum Beispiel war Renata Tebaldi vor allem in Opernkreisen bekannt, während Maria Callas eine viel größere Öffentlichkeit genoss. Warum war das so? Liegt es nicht auch da-



Foto: Uwe Arens / Sony

Nachwuchsarbeit bei Sony: Daniela Majer

ran, dass es immer wieder Künstler gegeben wird, die außerhalb der normalen Abonnementkreise bekannt sein wollen? Es ist also nicht nur das Aussehen, auch wenn das sicher nicht hinderlich ist.

Man braucht als Künstler also die Bereitschaft, sich vermarkten zu lassen?

Nein, die Formulierung ist falsch, denn sie geht von der Passivität des Künstlers aus. Auch hier ist Maria Callas ein schönes Beispiel. Neben allen künstlerischen Meriten hatte sie auch einen ungeheuren Erfolgswillen. Oder nehmen Sie Horowitz. Diese Künstler hatten ein unglaubliches Gespür für Dinge, die sie interessant machten. Das so genannte Marketing ist vielmehr ein Faszinosum, das von den Künstlern ausgeht, sonst würde es auch nicht funktionieren. Künstler, die an einer erfolgreichen Platten-, die immer auch eine Medienkarriere ist, arbeiten, wollen vor allem eines: möglichst viele Menschen mit ihrer Musik erreichen.

Eine letzte Frage: Warum engagieren Sie sich so stark für junge Künstler?

Unbestritten ist die Notwendigkeit, der klassischen Musik zu einer größeren Öffentlichkeit zu verhelfen und auch ein jüngeres Konzertpublikum zu begeistern. Dass dies mit jüngeren Interpreten gelingen kann, zeigen eindrucksvoll die ausverkauften Konzerte von Tokarev, Stadtfeld oder Gabetta, denen es gelungen ist, ein neues Publikum heranzuziehen, das zum Teil durch eine breite Berichterstattung in den Medien erst auf sie aufmerksam geworden ist. ■